

dtv

Uwe Timm, Autor großer Romane, Novellen und Erzählungen, hat sein literarisches Schaffen immer auch essayistisch begleitet. Das Spektrum ist dabei vielfältig, der Ausgangspunkt aber immer das eigene Leben und Interesse. Dieser Band versammelt Texte aus den letzten Jahren; es geht um Montaignes Arbeitszimmer in einem Turm, um Begegnungen mit Wolfgang Koeppen, um die Frage nationaler Identität am Beispiel von Kafkas ›Amerika‹, um das Keetklopperplatt, um das Verhältnis von Kunst und Handwerk am Beispiel Bölls, um die Frage, ob das Schreiben lernbar sei, und um Thomas Mann, vor allem um eine erneute Lektüre von ›Der Zauberberg‹. Der jüngste Text berichtet von einem Flüchtlingslager im Tschad, von unfasslichen Schicksalen und dem Versagen der Politik. Brillante Texte, ganz nah an ihren Gegenständen und dabei sehr persönlich.

Uwe Timm wurde 1940 in Hamburg geboren. Er studierte Philosophie und Germanistik in München und Paris. Seit 1971 lebt er als freier Schriftsteller in München. Für sein umfangreiches Werk wurde er vielfach ausgezeichnet, u. a. mit dem Heinrich-Böll-Preis, der Carl-Zuckmayer-Medaille, dem Premio Napoli, dem Premio Mondello und dem Kulturellen Ehrenpreis der Stadt München. Zuletzt erschienen ›Halbschatten‹, ›Von Anfang und Ende‹, ›Freitisch‹, ›Vogelweide‹. Zu Leben und Werk gibt der von Martin Hielscher verfasste Band ›Uwe Timm‹ Auskunft.

Uwe Timm

Montaignes Turm

Essays

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher**

www.dtv.de



2017 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

© 2015, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Umschlaggestaltung: dtv unter Verwendung des Bildes

»Scent of Madness« (1986) von Cy Twombly (Gagosian Gallery)

Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

(Satz nach einer Vorlage des Verlag Kiepenheuer & Witsch)

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-14544-2

Die Stummheit der Tiere
hat als Spur in uns überdauert.

– George Steiner –

Montaignes Turm

Die Vorstellung von der Bibliothek als einem Speicher ist nicht nur mir, dem Hamburger, vertraut, Säcke und Kisten werden ja auch in Regalen verwahrt. Allerdings gibt es einen entscheidenden Unterschied. Tabak, Stoffe und Teppiche ruhen sich im Speicher ein wenig aus von der rastlosen Warenzirkulation. Bücher hingegen bleiben in der Bibliothek und verlieren hier ihren Warencharakter. Sie sollen der Öffentlichkeit und der Forschung zugänglich sein. Lediglich der Bibliotheksgroschen erinnert von fern noch an die Ware Buch. Auch der entfällt in einer privaten Bibliothek, die ein Gedächtnis- und Wissensspeicher individueller Interessen und Neigungen ist. Eine der ersten privaten Bibliotheken gehörte einem Mann, der intensiv und vielfältig über Individualität nachgedacht und geschrieben hat, Michel de Montaigne.

Im dritten Buch der *Essais* hat er seine Bibliothek recht genau beschrieben: *Meine Bücherei liegt im dritten Stockwerk eines Turms. Der erste Stock ist meine Kapelle; eine Treppe hoch ein Schlafgemach mit seinem Nebenraum, wo ich mich niederlege, um allein zu sein. Darüber lag eine große dazugehörige Kleiderkammer. Sie war in vorigen Zeiten der un-*

genützte Raum meines Hauses. Hier bringe ich die meisten Tage meines Lebens und die meisten Stunden des Tages zu. (...) Das Zimmer ist rund, außer einem geraden Stück Wand, gerade lang genug für meinen Tisch und meinen Stuhl, und bietet mir, wenn ich mich umdrehe, mit einem Blick alle meine Bücher dar, die rundum in fünf Reihen übereinander aufgestellt sind. Es hat drei Fenster mit schöner und freier Aussicht und misst sechzehn Schritt im Durchmesser. Im Winter halte ich mich nicht so dauernd darin auf: Denn mein Haus liegt, wie sein Name sagt, auf einem Hügel, und es ist darin kein windigerer Raum als dieses Turmzimmer; doch gefällt es mir, dass es ein wenig beschwerlich und abgelegen ist, sowohl der Zuträglichkeit des Erkletterns wegen wie, um mir die Menge der Besucher vom Leibe zu halten. Hier ist meine Stätte.

Als ich diese Bibliothek betrat, in der heute seine Bücher fehlen, war der erste Eindruck: Abgrenzung, Geborgenheit, ja der Raum hatte etwas Höhlenhaftes, was sich erst mit dem Blick aus einem der drei nicht besonders großen Fenster in die Ferne änderte. Der Raum schien das zu verbinden, was die beiden idealtypischen Formen einer entschiedenen Abgrenzung zur Welt sind: Turm und Höhle. Wer welche Form bevorzugt, hängt wohl von fernen kindlichen Erfahrungen und Wünschen ab. Ein guter Freund, Mathematiker, sitzt in seinem wunderbaren Haus unten im Keller in einem kleinen Raum und geht seiner Arbeit nach. Er könnte durchaus in der Dachetage mit Blick über Gärten und andere Wohnhäuser seinen Schreib-

tisch aufbauen. Unbeirrt verbringt er seine Tage in diesem dunklen Raum mit der Aussicht auf die Grasoden vor dem Kellerfenster. Mein Kinderwunsch waren Baumhütten, waren Türme, und ein schöner Zufall brachte es mit sich, dass ich meinen Arbeitsraum in einem Turmzimmer gefunden habe, fast rechteckig, das sich nach zwei Seiten mit jeweils zwei Fenstern öffnet und nach Westen den Blick über den Englischen Garten erlaubt. Spärlich möbliert, ein Schreibtisch, ein Stuhl, ein Lesesessel und im Rücken eine ausgewählte Bibliothek: Nachschlagewerke, darunter das Wörterbuch der Brüder Grimm, Bücher, die mit der augenblicklichen Arbeit zusammenhängen, und einige Werke, recht unterschiedliche, in die ich immer wieder hineinblättere, Goethe, Kleist, Hölderlin, Ovid, Homer, Gottfried Benn, Plato und die Bibel. Ein Raum, der beides erlaubt, die Abgeschlossenheit und die Konzentration, und dennoch die Möglichkeit bietet, in die Welt hinauszuschauen. Hin und wieder lasse ich mich stören, blicke hinunter, weil Rufe und Stimmen laut werden. Es ist eine ruhige, wenig befahrene Straße. Ich stehe am Fenster und denke, seit ich den Turm von Montaigne gesehen habe, dass er vermutlich ebenfalls aus einem seiner drei Turmfenster hinausblickte, um nach den Schweinen, Pferden oder Gänsen zu sehen, die vorbeigetrieben wurden.

Ich beteuere, dass ich mich nicht mit Montaigne vergleichen will, es gibt lediglich eine strukturelle Ähn-

lichkeit seines Arbeitszimmers mit dem meinen. Die Höhle, das Gehäuse ist ja eher Fluchtort, ein Verbergen, eine defensive Zurückgezogenheit, begleitet von einer fernen atavistischen Furcht, der Feind könnte unbemerkt eindringen. Anders die Höhe, auf Bäume steigen kann zumindest der Säbelzahn tiger nicht, wäre sogar von oben zu bekämpfen, wohl auch zu erlegen. Der Turm hat eine kriegerische Herkunft, ist nicht nur Rückzugsort, sondern auch für den Ausfall geeignet. Er wurde an die Stellen in der Wehrmauer gesetzt, die an gefährdeten Knicks oder Kanten der Fortifikation lagen, oder auch dort, wo Ein- und Ausgänge zusätzlich geschützt werden mussten. Und als Bergfried ist er Ausblicks- und letzter Rückzugsort.

Montaigne hat in der Zeit der Religionskriege die Anlage seines Schlosses vorsätzlich nicht verstärken lassen. Er wollte nicht die unterschiedlichen durch das Land streifenden Parteien des Bürgerkriegs zum Angriff reizen. Es hätte dem Feind keinen Ruhm, keine Ehre gebracht, einen derart *offenen* Besitz – Montaigne beschreibt ihn ironisch als *meinen Miststock* – anzugreifen und zu erobern.

Seine Bibliothek im Turm ist, das war beim Betreten mein erster Eindruck, eine Verbindung von beidem: von Höhle und wehrhaftem Ausblick. Es ist diese massiv runde Abgrenzung vom Außen, die Ruhe und Sicherheit verspricht. Hier ist eine geschützte Einkehr möglich. Einkehr in sich. Und zu dieser Ein-

kehr, die bei Montaigne ja nicht nur meditativ ist, gehört gleichermaßen der Blick nach außen. Zunächst richtet er sich auf die Hofhaltung, auf dieses feudale, an ein kleines Königstum erinnernde Schloss mit seinen Stallungen, Scheunen, Wiesen und Weinbergen. Der Blick des Türmers geht jedoch noch weiter, richtet sich auf die Gegenwart mit ihren Kriegsgräueln. 1572 beginnt Montaigne, es ist das Jahr der Bartholomäusnacht, mit der Niederschrift des ersten Buches der *Essais*. Der Türmer blickt in die Vergangenheit, in die für ihn vorbildliche griechisch-römische Klassik und in die imaginäre Welt der Literatur. Hier, im Turm, wird gedacht, gelesen, geschrieben. *Die Einsamkeit des Orts lässt mich vielmehr, um die Wahrheit zu sagen, mich zerstreuen und in die Ferne schweifen ...*

Auch das fiel mir beim Betreten des Turmes auf, die Decke ist nicht hoch, mit der Hand zu berühren, aber die Fläche des Raumes ist recht groß, was für den bewegungshungrigen Montaigne wichtig war: *Meine Gedanken schlafen ein, wenn ich sitze. Mein Geist geht nicht voran, wenn ich nicht meine Beine in Bewegung setze.*

Gibt es eine Homologie zwischen diesem runden Turmraum und Montaignes Texten? Die *Essais* sind nicht systematisch auf eine Erkenntnisfindung ausgerichtet, sondern assoziativ, kreisend, fallen sich oft widersprechend ins Wort, ein gedankliches Schweifen durch die Buntheit der Welt, auch durch die der Lektüre, eine suchende registrierende Bewegung, die

letztlich immer wieder zurückführt in den Turm, wo all die Überlegungen und Gedanken dann zu sich kommen. Der fragende, sich selbst befragende Türmer Montaigne. Wie beispielsweise in dem Essai *Von der Freundschaft*, in dem er, wie immer vom Hölzchen aufs Stöckchen kommend, über den freien Willen nachdenkt und ihn mit der Partnerwahl verbindet, mit Güter- und Erbschaftsteilungen unter Brüdern – hier wäre der Blick Montaignes aus einem der drei Fenster denkbar –, wo er die beständige Freundschaft in Gegensatz zur Neigung zu Frauen setzt und das durch ein Zitat Catulls belegt: *neque enim est dea nescia nostri / Que dulcem curis miscet amaritiem*. (Denn auch uns nicht unbekannt ist die Göttin, die süße Bitterkeit in ihren Kummer mischt.) Wir dürfen uns Montaigne in Catulls *Carmina* blättern vorstellen, und er schreibt über Mode, Konvention, Esskultur, Religion, Hass, Eifersucht und Beischlafvorlieben *zu Bett lieber die Schönheit als die Güte; zum geselligen Gespräch lieber die Schlagfertigkeit, sogar ohne Biedersinn*. Montaigne hat die ihn gedanklich leitenden lateinischen und griechischen Zitate in die Deckenbalken seiner Bibliothek einbrennen lassen. So werden sie sichtbar als Verstrebung seines durch Zweifel bestimmten Denkens. *Gegen jeden Grund richtet sich ein gleichwertiger Grund*. Ein Satz von Sextus Empiricus, von dem allein zehn der siebenundfünfzig Zitate stammen.

Etwa 1000 Bücher lagen, denn sie waren wie da-

mals üblich aufeinandergestapelt, in fünf um die Wände laufenden Regalen. Die meisten hatte er von seinem früh verstorbenen Freund La Boëtie geerbt. Ein Vermächtnis, das seinen Blick nicht nur auf eine geistige Welt, sondern auch auf den Tod lenkt, jene unüberblickbare Mauer. Um das Sterben und den Tod als Auslöschung der Individualität kreist das Denken von Montaigne. Warum und wie sterben wir? Und was ist der Tod? Das sind die ihn bewegenden Fragen, sie sind der Grund für alle anderen Fragen. In diesem abgründigen Blick liegt etwas heroisch Vergebliches. Der Turm kann den Tod nicht abwehren und nicht einmal die Zeit. *Ich fühle den Tod mir beständig an der Kehle oder im Nacken sitzen. Doch ich bin anders geschaffen: Er ist mir überall ein Ding. Wenn ich indessen zu wählen hätte, so glaube ich, ich stürbe lieber zu Pferd als in meinem Bett, außer meinem Haus und fern von den Meinen. Es ist mehr Herzeleid als Trost im Abschiednehmen von seinen Freunden.* Es war dieses Herzeleid, das ihn beim Tod seines Freundes La Boëtie überwältigte. Was über dessen Tod und auch über die Lebenszeit des Bibliothekbesitzers und Schreibers Montaigne hinausreichen wird, sind die Bücher. Sie stammen von Toten und aus ihnen sprechen Tote. Wer sie in der Bibliothek des Turms ergriffen hat, der erfüllte sie lesend mit Leben, zugleich aber raubten sie dem Lesenden etwas von seiner Lebenszeit. Und so trieben die Bücher nicht nur in diesem Turm ihr vampirhaftes Wesen, sondern tun es in

jeder Bibliothek, so modern verglast und lichtdurchflutet sie auch sein mag.

Allerdings verlieren der Turm und das Gehäuse in unserer Zeit an Bedeutung und mit ihnen auch die dort auf den Leser wartenden Bücher: In Zukunft, auf elektronische Dateien geschrumpft, wird man sie zu Tausenden mit sich herumtragen können, buchstäblich in der Tasche, zum beliebigen Zugriff auf alles und jedes. Das hat seinen Preis: den Verlust jener sinnlich sinnhaften Spuren, die dem Papier und dem Buch anhaften, und auch den Verlust der Aura der sie bewahrenden Räume. Wer weiß, vielleicht werden die Bibliotheken in nicht zu ferner Zukunft zu musealen Orten – wie heute schon der Turm Montaignes.

Ein Lichtspalt unter der Tür

Das Buch ist in rotes Leinen gebunden, trägt die inzwischen fast verschwundene Goldprägung Grimms Märchen und zeigt zwei Riesen, die über Tannen hinweg auf einen kleinen lesenden Wanderer herabblicken. Die Widmung lautet: Meinem lieben kleinen Uwe. Weihnachten 1944. Ein Geschenk des Vaters, das mich durch meine Kindheit begleitet hat, vorgelesen von meiner Mutter, so wie es der Namensvetter der Brüder Grimm, Albert Ludwig Grimm, ebenfalls ein Märchenforscher, verlangte: Besonders seyen diese Blätter geweyht, Ihr Mütter! Besonders dir, glückliche Mutter acht blühender Kinder, die du in mütterlicher Brust noch rein bewabrest ein Herz aus den Tagen der goldenen Kindheit.

Und es sei hier gleich gesagt, sie lassen sich auch heute noch, und nicht nur von Müttern, gut vorlesen, in ihrer ruhigen Parataxe, in dem Wechsel von Beschreibung und wörtlicher Rede, den sinnfälligen Wortwiederholungen, von Lautmalerei und Sprachspielen und der Sprachmagie so eingängiger Reime wie: *Bäumchen, rüttel dich und schüttel dich, wirf Gold und Silber über mich.*

Die von Wilhelm Grimm geformte Sprache ist –

weil so wortreich – flexibel, kunstvoll und bleibt doch dem mündlichen Erzählton nahe. Wobei wir wissen, dass dieser nicht dem Volke direkt vom Maul abgeschaut wurde. Die Zuträger der Märchen kamen aus dem Bürgertum, einige entstammten französischen Emigrantenfamilien. Aber Jacob und insbesondere Wilhelm Grimm haben durch die Auswahl und das Aufschreiben des mündlich Erzählten diesen besonderen Ton geprägt, der auch für den Vorleser, was jede Generation wieder an sich selbst feststellen kann, durchaus lustvoll ist.

Die Lektüresituation heute ist, das darf ich als Vorleser, der einmal Zuhörer war, sagen, eine ganz andere als 1945. Was damals mir, dem Kind, erzählt wurde, verharrte nicht in gleichnishafter Ferne, in sicherer Distanz zur Wirklichkeit, wie dieses *Es war einmal*, was das Märchenhafte ausmacht, sondern es war nahe, fast eine Beschreibung der Wirklichkeit.

Zu den ersten Eindrücken des Kindes gehörte, wie es in nasse Tücher gehüllt im Kinderwagen durch die Straßen Hamburgs geschoben wurde, deren Häuser brannten, in der Luft kleine Flammen, die, das wurde dem Kind später erklärt, die brennenden Fetzen der aus den Fenstern herausgerissenen Gardinen waren. Links und rechts standen Bäume und loderten wie riesige Fackeln. In Decken gehüllte Wesen mit schwarzen Rüsseln und übergroßen Augen hasteten vorbei.

Das Haus war abgebrannt, Mutter und Kind wur-

den nach Coburg, einer kleinen thüringischen Residenzstadt, evakuiert. Ein abrupter Wechsel von der in drei aufeinanderfolgenden Tagen zerstörten Großstadt in eine intakte, mittelalterlich geprägte Kleinstadt. Eine Stadt, in der sich Lebensformen erhalten hatten, wie sie heute kaum mehr vorstellbar sind. Noch gab es, die meisten Autos waren von der Wehrmacht requiriert, Reiter, Kutschen, Pferdewagen in den Straßen. Der Herzog, 1918 zur Abdankung gezwungen, wohnte mit Prinzen und Prinzessinnen im Schloss Callenberg. Er war, das muss hier erwähnt werden, ein bekennender Nationalsozialist und Inhaber hoher Ämter im Dritten Reich. Einige der Geschäfte, Bäckereien, Schlachtereien, Buchhandlungen, Juweliers, trugen noch das herzogliche Wappen mit dem Hinweis, Hoflieferant gewesen zu sein. In der Stadt mit ihren Fachwerkhäusern arbeiteten die Fassmacher, Tischler, Schmiede, Schuhmacher, Schneider. Man konnte ihnen, wie heute noch im Orient, bei der Arbeit zuschauen. Der Onkel, der uns aufgenommen hatte, wohnte in einem aus dem 16. Jahrhundert stammenden Fachwerkhaus, in dessen kleinem Hof eine Werkstatt lag. In dem Roman *Der Mann auf dem Hochrad* ist dieser Ort beschrieben: *Wir kamen in das verwinkelte Haus von Onkel Schröter, in dem ich mich anfangs immer wieder verlor und nur durch mein kräftiges Schreien wiedergefunden wurde. Später, nach einigen Wochen Eingewöhnung, bot es Verstecke, die den Erwach-*

senen unzugänglich waren, wie jene Nische unter der Holz-
treppe, die ich nur kriechend durch einen engen, muffig rie-
chenden Gang erreichen konnte. Dort saß ich und hörte das
dumme Treppauf-treppab-Tappen der rufenden und suchenden
Erwachsenen.

Das Haus war über die Jahrhunderte durch die beständigen
An- und Umbauten seiner Bewohner auf eine fast vegetative
Weise gewachsen. Es gab keine rechten Winkel und keine Sym-
metrie. Alles hatte sich in einer langsamen Bewegung von Be-
wohner zu Bewohner versetzt und verschoben. Die Innenwände
waren aus Weidenzweigen geflochten und dann mit Lehm be-
worfen worden. Nachts, in der Zeit der Stromsperre, waren sie
im leicht bewegten Kerzenlicht kleine senkrechte Landschaften
mit Tälern und sanften Hügeln, in denen sogar Schätze vergra-
ben lagen. Onkel Franz hatte in den zwanziger Jahren dieses
Jahrhunderts zur Erweiterung des Wohnzimmers eine Zimmer-
wand einreißen lassen. Zwischen den Lehmbrocken fand sich
ein kleiner steinbarter Lederbeutel, der, nachdem ihn Onkel
Franz aufgemeißelt hatte, 30 Goldstücke freigab. Die Goldstü-
cke waren während des Dreißigjährigen Kriegs von den Bewoh-
nern in der Zimmerwand eingemauert worden, weil die Schwe-
den oder die Kaiserlichen oder die Franzosen oder wieder die
Schweden ins Haus standen. Was aber war aus den Besitzern
der Goldstücke, den Juden, die in dieser Gasse vor dem Stadt-
tor lebten, geworden?

Jedenfalls konnte Onkel Franz zu einer Zeit, als bank-
rotte Bankiers aus den Bürofenstern ihrer Wolkenkratzer in
die Wall Street sprangen und man zum Brotkauf das Papier-

geld im Blockwagen zum Bäcker fahren musste, mit diesen 30 Goldstücken die letzte und höchste Hypothek tilgen.

So hatte sich ihm, wie Onkel Franz sagte, das Haus selbst geschenkt.

Das Merkwürdige, ja Geheimnisvolle an dem Haus war die Werkstatt des Onkels, der, als wir bei ihm aufgenommen worden waren, schon die achtzig überschritten hatte, aber noch immer seinem Handwerk nachging. Ihm wurden tote Tiere gebracht, Vögel, Füchse, Hunde, sodann in die geheimnisvolle Werkstatt, die das Kind nicht betreten durfte, getragen und kamen nach zwei oder drei Tagen wie ins Leben zurückverwandelt wieder heraus. Der Hund saß da, hob die Pfote, die er aber immer hob, nie absetzte; der Bussard saß auf einem Ast, die Schwingen ausgebreitet, bereit zum Abflug, und doch flog er nie ab. Der Onkel, der Präparator war, hatte sie alle in ein Leben-und-doch-nicht-Leben verwandelt. Sie verharrten in einem eigentümlichen Zwischenreich.

Ein solches Zwischenreich ist auch das Märchen, nicht von dieser Welt und doch von ihr. *Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute.* Darin liegt das Wissen von der Gefährdung und dem erwartbaren Tod, dem Ende jeder Existenz, und zugleich gegen jede Erfahrung die Hoffnung auf Dauer, auf Überzeitlichkeit. Eine kindliche Naivität, die nicht logisch fragt, sondern wünscht. Die unlogischen Brüche

in den Märcen sind geradezu ihr Wesen. Der Wunsch kennt nicht die Logik, sondern nur die Hoffnung: Man möge gesund bleiben, und so reiben die Menschen dem Renaissancelöwen vor der Münchner Residenz die Schnauze, die glänzend poliert ist von all den stummen Wünschen. Denn den Wunsch darf man, damit er wirkt, nicht aussprechen.

Das Märchen kommt von weit her, und in ihm sind viele Bewusstseinschichten und Erfahrungen abgelagert. Sein Ort ist die Utopie. All dem Erzählen von Gewalt, Ungerechtigkeit, Herabsetzung, Erniedrigung wohnt das Versprechen inne, es werde durch das Wunderbare, oft nur durch einen kleinen Eingriff, die Welt wieder zu-Recht-gerückt. Ein magisches Wort kann die Welt verändern. Darin liegt die Macht und Schönheit der Märchensprache. *Bäumchen, rüttel dich und schüttel dich* – und siehe da, der Schuh passt. Es hilft nichts, wenn sich die Stiefschwestern Zehen und Fersen abhacken, dann heißt es: *Rucke di guck, rucke di guck, / Blut ist im Schuck / der Schuck ist zu klein, / die rechte Braut sitzt noch dabeim*. Und am Ende werden den bösen Stiefschwestern von den Tauben zur Strafe die Augen ausgepickt. Gerechtigkeit obsiegt, und das Glück stellt sich ein, jedenfalls für Aschenputtel.

Märchen psychologisieren nicht, sondern typisieren. Die Schwestern sind böse, grundböse, es wird nicht relativiert, kein Versuch gemacht, deren Gehässigkeit zu verstehen. Es gibt den Neid. Die Neugierde.